



(Nachdruck verboten.)

Lady Diana's Geheimniß.

Roman von Florence Warrat.

18) (Einzige autorisirte Uebersetzung.)

Lady Culwarren hatte eine heftige Erwiderung auf der Zunge, ſie unterdrückte ſie jedoch und ſagte mit anſcheinender Ruhe: „Laſſen wir dies Thema! Ich bin müde und wünſche, daß Du uns nach Hauſe bringſt, Philipp. Guten Abend, Miſter Foſbrooke!“

„Bis an's Thor will ich Euch begleiten,“ entgegnete der Graf, „aber ins Hotel gehe ich noch nicht zurück, — ich habe noch ein Rendez-vous.“

„Schon wieder willſt Du die halbe Nacht ausbleiben?“ jammerte die Lady. „Du wirſt Deine Geſundheit vollſtändig ruiniren.“

„Unſinn, Mutter!“ verſetzte Philipp ärgerlich, „ſo ſchlimm iſt es nicht.“

„Gewiß nicht!“ ſtimmte Foſbrooke bei. „Glauben Sie mir, Mylady, in dieſem Klima iſt es am Gerathenſten, erſt nach Sonnenuntergang auszugehen, und wenn man nur zu irgend einer Zeit der Ruhe pflegt, iſt es einerlei, ob dies vor oder nach Mitternacht geſchieht. Ihre Neugierlichkeit iſt deſhalb völlig unbegründet.“

„Nun, wenn Du durchaus nicht mit uns gehen willſt“, wandte ſich die Gräfin an ihren Sohn, „ſo bringe uns wenigſtens an den Wagen.“

„Sehr gern, Mutter, doch wo iſt Miſſ Paget?“

Etwas beſtürzt ſchaute ſich die Lady um. „War ſie nicht mit uns, Lily?“ fragte ſie ihre Nichte.

„Nein, ſie wollte auf einer Bank ausruhen, bis wir zurückkämen.“

„Wie unangenehm! Ich bin zu müde, um denſelben Weg noch einmal zu machen. Sie muß ſelbſt ſehen, wie ſie nach Hauſe kommt.“

„Könnte ich Ihnen vielleicht nützlich ſein, Mylady?“ bot Foſbrooke ſich an. „Wenn es Ihnen recht iſt, will ich die Dame auffuchen und ins Hotel begleiten. Ich kenne jeden Winkel dieſes Gartens. Geben Sie mir nur ungefähr die Richtung an und ich werde die Verlorene ſicher finden.“

„Miſſ Paget,“ erklärte Lily, „iſt auf der Bank zurückgeblieben, die dem kleinen Teich gegenüberſieht.“

„O, die weiß ich genau und werde die Dame wohl dort treffen. Was ſoll ich ihr von Ihnen ausrichten, Mylady?“

„Sagen Sie ihr gefälligſt, daß ich zu müde geweſen, um länger zu bleiben, und daß ich ſie zu Hauſe erwarte. Guten Abend, Mr. Foſbrooke! Es iſt ſehr freundlich von Ihnen, daß Sie ſich für uns bemühen.“

Mit anäbigem Kopfnicken entfernte ſie ſich, gefolgt von Philipp und Lily Daprey, während Foſbrooke ihr mit ſardonischem Lächeln nachſah. „Jammern und klagen Sie nur, meine ſchöne Lady!“ murmelte er, „es iſt doch zu spät! Der Herr Graf ſitzt im Reß gefangen. Geſtern Abend verlor er mehr, als ſein halbes Jahreseinkommen beträgt, und da er es durchaus zurückgewinnen will, ſo wird er ſelbſtverſtändlich auch die andere Hälfte verlieren. Wenn nur Antony nichts merkt! Er wird am Ende denken, daß wir zu weit gegangen ſind, und in einem Anfall von Edelmuthe verdirbt er das ganze Spiel. — Am beſten iſt's, ich halte ihn heute in gewiſſer Entfernung. Doch nun zu der verlorenen Miſſ Paget!“ — Er ſchlug einen Seitenweg ein und befand ſich bald in Sicht der von Lily bezeichneten Bank. „Aha!“ jagte er halblaut, „da ſitzt ja die arme Dame, noch immer auf die Rückkehr

ihrer Gebieterin wartend. Geſellſchafterin zu ſein, denke ich mir wenig beneidenswerth!“

Er näherte ſich der Bank, aber Miſſ Paget war ſo in Gedanken verſunken, daß ſie ihn nicht bemerkte, bis er, dicht vor ihr ſtehend, den Hut abnahm und ihren Namen ausſprach. Jetzt erſt ſchaute ſie auf und das volle Mondlicht fiel mit geiſterhaftem Schein auf ihr blaſſes, wie aus Marmor gemeißeltes Antliß. Als Foſbrooke in dieſes Geſicht ſah, wich er plötzlich zurück, als habe ihn ein Schlag getroffen.

„Großer Gott!“ ſtieß er hervor. „Sehe ich einen Geiſt? Um's Himmels willen, reden Sie! Wer ſind Sie?“

Miſſ Paget hatte ſich haſtig erhoben. Sie machte Miene, davonzueilten, aber er ſtellte ſich ihr in den Weg und hielt ſie zurück. „Nein, Sie dürfen nicht fort, bis Sie meine Frage beantwortet haben,“ rief er erregt. „Man ſchickte mich hierher, um Lady Culwarren's Geſellſchafterin zu ſehen und ich finde — Sie!“

„Ich bin Mylady's Geſellſchafterin!“ erwiderte Miſſ Paget mit unterdrückter Stimme.

„Aber was noch? Wer ſind Sie? Wo kommen Sie her? Träume ich denn?“

„Nein, es iſt kein Traum,“ ſagte Miſſ Paget, ſich zu voller Höhe emporrichtend, „aber fürchten Sie nichts. Ich bin weder ein Geiſt noch eine von den Todten Auferſtandene. Ich bin eine Lebende, deren Daſein freilich durch Ihre Grausamkeit zerſtört worden iſt.“

„Nicht todt?“ ſtieß Foſbrooke nach Faſſung ringend hervor. „Und doch erhielt ich die Nachricht von Ihrem eigenen Bruder, der mir ſchrieb, Sie ſeien geſtorben. O, warum war er ſo grausam?“

„Er hat beſſer gegen mich gehandelt wie Sie, der Sie Schande und Elend über mich gebracht haben.“

„Es war nicht meine Schuld, — ich ſchwöre es Ihnen. Seien Sie gerecht, Diana, — verdammen Sie mich nicht!“

„Sie fordern Gerechtigkeit von mir? Und doch haben Sie ſich nicht geſcheut, ein junges, unſchuldiges Mädchen zu überreden, die Ihre zu werden, bevor Sie wußten, ob Sie frei waren.“

„Ich glaubte es zu ſein, Diana!“

„Sie glaubten es,“ lachte ſie bitter auf, „und richteten mich zu Grunde. Eine Entehrte kehrte ich zu meinem Bruder zurück, und in jenen Tagen wäre ich ihm dankbar geweſen, hätte er mich getödtet. Doch ich mußte leben, mußte die Bürde eines zerſtörten Daſeins weiter ſchleppen. Aber nicht als Diana Melſtrom wollte ich wieder in der Welt erſcheinen, — mein Stolz hätte es nicht ertragen, von den Leuten bemitleidet oder verachtet zu werden. So ſtarb ich zum Schein, und als man mich vergeſſen hatte, führte mein Bruder mich als Geſellſchafterin ſeiner Frau in ſein Haus, und bis jetzt habe ich dort unerkannt gelebt. Das iſt meine Geſchichte, und nun laſſen Sie mich bitte gehen.“

„Nein, nein!“ rief Foſbrooke erregt, „ſo dürfen wir nicht voneinander gehen. Noch kann ich es nicht faſſen, daß ich Sie, die ich für todt hielt, lebend vor mir ſehe. Diana, wenn Sie wüßten, wie elend ich ſelbſt ſeither geweſen bin, Sie würden eingehen müſſen, daß Sie gerächt ſind. Ich liebte Sie wie nie ein anderes Weib — und mußte Sie verlieren.“

„Durch Ihre eigene Schuld!“ ſiel ſie ihm haſtig in's Wort. „Ich glaubte die Gattin eines ehrlichen Mannes zu ſein, der mir nichts verheimlicht hatte. Komme ich ahnen, daß Sie ein falſches Spiel mit mir trieben?“

„Bei Gott, Diana!“ rief er außer ſich, „ich hatte nie die Abſicht, Sie zu täuſchen! Hätten Sie mich damals nicht ungehört verlaſſen, es wäre Alles anders gekommen. So aber brachte mich die Trennung von Ihnen und dann Ihre angebliche Todes-

nachricht zur Verzweiflung. Gebrochenen Herzens irrte ich umher, einsam und heimatlos, nur bemüht, den bitteren Schmerz zu übertäuben, der mich durchwühlte. Und nun, nach all' den Jahren der Reue und Verzweiflung finde ich Sie wieder, — eine Lebende, nachdem ich Sie als todt betrauert hatte!"

Die Stimme versagte ihm, tieferschüttert stand er vor ihr. Aber in Lady Diana's bleiche Züge trat kein weicherer Ausdruck; mit sprühenden Augen schaute sie auf den Mann, der einst ihr Jugendglück vernichtet hatte.

"Für Sie bleibe ich todt," sagte sie in hartem Ton, "ich bin nur Miß Paget, die Gesellschafterin der Lady Culwarren, und Miß Paget kennt keinen Mann, der Ihren Namen trägt."

"Wie bitter sind Ihre Worte, Diana!" sagte er vorwurfsvoll. "Können Sie nicht vergeben und vergessen? Stimmt Sie dies vom Schicksal gefügte Wiedersehen nicht zur Verhältnißlichkeit?"

Seine Stimme hatte einen weichen, bittenden Klang, dessen Eindruck sie sich nicht ganz zu entziehen vermochte.

"Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen, Arthur," sagte sie in etwas weniger schroffem Ton, "und Sie werden selbst einsehen, daß wir uns vor der Welt fremd bleiben müssen. Habe ich so viele Jahre schweigend mein hartes Loos ertragen, um jetzt den Namen meines Bruders in den Staub zu ziehen, einen Flecken auf die Ehre der Familie zu werfen, die mir ein Obdach gewährt hat? Das thäte ich für keinen Menschen, am wenigsten aber für den Mann, der mein Leben vernichtet. Deshalb beschwöre ich Sie, geben Sie mir Ihr heiliges Ehrenwort, nie zu verrathen, in welcher Beziehung wir zu einander gestanden haben!"

"Ich verspreche es Ihnen, so schwer es mir auch wird, Sie abermals verlieren zu müssen."

"Es ist kein Verlust, denn ich war niemals in Wirklichkeit Ihr Weib. Und bedenken Sie wohl, wenn Sie Ihr Wort brechen, berauben Sie mich der einzigen Zufluchtsstätte, die ich besitze, und stoßen mich abermals in Schande und Elend hinaus."

Fürchten Sie nichts von mir," entgegnete Fosbrooke ernst. "Ich werde mich nicht in Ihren Weg stellen. Aber, wenn vielleicht — im Laufe der Zeit —"

"Die Zeit wird nichts ändern," unterbrach sie ihn abweisend. "Kann sie mir meine Jugend und den Glauben an Sie zurückgeben? Nein, Arthur, für uns giebt es keine Zukunft mehr, außer in einer anderen Welt. Aber es ist mir lieb, daß wir uns noch einmal gesehen haben, obgleich es das letzte Mal sein muß."

Sie reichte ihm die Hand, die er mit einer gewissen Ehrerbietung an die Lippen zog, und fuhr dann in sichtlich bewegtem Tone fort: "Und nun — leben Sie wohl! Wenn die Vergangenheit noch eine süße Erinnerung für Sie birgt, möge sie Ihr jetziges Leben zum Guten beeinflussen! Ich weiß, welches Dasein Sie führen und wie wenig dasselbe als Beispiel für einen jungen Mann geeignet ist. Antony war einst mein Schüler; es sollte mir leid thun, wenn er Alles vergäße, was ich ihn gelehrt. Er hat Heimath und Familie verloren und Sie sind sein einziger Freund. Wollen Sie ihm zugleich Mentor und Beschützer sein?"

"Ich will es versuchen, denn ich habe eine große Zuneigung zu ihm gefaßt und möchte nicht, daß er zu Schaden käme. Meine Lebensweise taugt freilich nicht für ihn und weil Sie es wünschen, Diana, will ich thun, was in meiner Macht steht, ihn nicht auf Abwege gerathen zu lassen."

"Ich danke Ihnen!" sagte sie einfach. "Und nun muß ich zu Lady Culwarren; sie wird denken, ich sei verloren gegangen."

"O nein, sie beauftragte mich, Sie zu suchen und Ihnen mitzutheilen, daß sie in's Hotel zurückgekehrt sei. Darf ich Sie dort hin geleiten?"

"Lassen Sie mich lieber allein gehen!" bat sie leise. "Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht, daß Sie mir Ihr Ehrenwort gegeben, mich nie zu verrathen."

Und bevor er ein Wort erwidern konnte, war sie seinen Blicken entschwunden.

14. Kapitel.

Lily.

Antony Melstrom sagte seinem Freunde nichts davon, daß er Miß Paget getroffen und von ihr erfahren hatte, Lily sei noch frei. Er fürchtete Fosbrooke's cynische Bemerkungen über die Liebe und verspürte keine Lust, seine Gefühle lächerlich ge-

macht zu sehen. Sonderbarer Weise erwähnte auch Fosbrooke seinerseits nicht seine Begegnung mit Lady Culwarren und Lily Osprey, aber er hatte sehr triftige Gründe dazu. Erfuhr Antony, daß er seine Cousine doch vielleicht gewinnen könne, so würde ihn dieser Gedanke vollständig in Anspruch nehmen; Fosbrooke brauchte ihn jetzt aber nöthiger denn je. Bisher nämlich hatte der Durst nach Rache Antony angetrieben, Lord Culwarren immer von Neuem zum Spiel zu verleiten, und da er einen merkwürdigen Einfluß auf ihn ausübte, so genügte ein Wort von ihm, seinen ehemaligen Bruder beim Baccarat festzuhalten.

Wenn nun für Antony kein Grund mehr vorlag, Philipp zu hassen, so war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er ihn vor den bisherigen Spielgenossen warnen würde. Und dies wollte Fosbrooke verhindern, denn aus den Spielverlusten des Grafen erwuchs ihm ein kleines Vermögen und er hoffte sich auf diese Weise für einige Jahre zu versorgen. Die Geldgier hatte weiter völlig Besitz von ihm genommen und seit seiner Begegnung mit Lady Diana Melstrom suchte er mehr denn je sich mit dem Spiel zu betäuben. Er hatte gesehen, daß sie ihn verachtete, daß der Zeitraum eines Lebens nicht hinreichte, ihm ihre Verzeihung zu erwirken, und zugleich empfindend, in seinem selbstthätigen Herzen, daß er dieses Weib noch immer liebte und bewunderte. Er hatte Diana versprochen, für Antony's Wohl zu sorgen. Gut — es sollte geschehen, aber in der Art, die ihm zusagte.

Während er zu diesem Schlusse kam, träumte Antony Tag und Nacht von Lily und zerbrach sich den Kopf, wie sich unbemerkt eine Zusammenkunft mit ihr bewerkstelligen ließe. Jeden Morgen legte er sich auf die Lauer, aber so geduldig er auch wartete, Lily war nie allein. Endlich, eines Tages schien ihm das Glück zu winken. Von seinem nahen Versteck aus sah er Lady Culwarren mit Miß Paget aus dem Hause treten und ihre laute Stimme drang bis zu ihm.

"Wie ärgerlich," rief sie, "daß Lily nicht mitfahren kann. Sie weiß genau den Ort, wo wir die prächtige Majolikavase sahen, und ohne sie werden wir ihn nicht finden."

"Ich denke doch, Mylady," erwiderte die Gesellschafterin, "Abruzzio ist ja ein so kleines Dorf."

"Allerdings, aber wir können doch nicht von Haus zu Haus gehen und nach der Base fragen?"

"Wollen Mylady dann nicht lieber die Fahrt aufschieben?"

"Nein," versetzte die Gräfin mit dem Eigensinn einer verwöhnten Dame, "ich habe es mir für heute vorgenommen und werde meine Absicht Lily's wegen nicht aufgeben."

Sie bestieg den bereitstehenden Wagen und gab dem Kutscher Befehl, nach Abruzzio zu fahren.

"Abruzzio," dachte Antony frohlockend. "Gott sei Dank! Unter vier Stunden kann sie von dort nicht zurück sein. Jetzt heißt es die Gelegenheit benutzen. Vor Allem muß ich wissen, ob Philipp noch schläft, damit ich ungestört mit Lily reden kann."

(Fortsetzung folgt.)

Bei Professor Knackfuß in Kassel.

Professor Knackfuß ist gegenwärtig wohl derjenige Mann, den man als den intimsten künstlerischen Vertrauten unseres Kaisers bezeichnen muß. Der Kasseler Meister eignet sich für einen solchen Platz schon darum ganz besonders, weil er nicht nur ein Selbstschöpfer ist, sondern als bedeutender Kunstschriftsteller und als Heranbildner jüngerer Maler auch ein reiches Fachwissen und ungezählte theoretische und praktische Erfahrungen gesammelt hat.

Wie die anderen an demselben Institute thätigen Professoren so hat auch er sein Atelier inmitten der Säle der Akademie, und es wäre das ja an sich schon ein Grund gegen eine besonders eigenartige und luxuriöse Ausstattung des Raumes, selbst wenn Professor Knackfuß für die äußere Decoration seiner der Kunst geweihten Arbeitsstätte eine besondere Leidenschaft hätte. Ganz im Einklang mit dem ersten, klaren Stil seiner Bilder verzichtet er jedoch auf diese erotische Liebhaberei, der seit Hans Makart so viele große und kleine Leuchten auf dem Gebiet der Malerei fröhnten und noch fröhnen. Ebenso wie z. B. d. Präsident der Großen Berliner Kunst-Ausstellungen Graf Ferdinand Harrach, mit dem er im urdeutschen Grundzug seines Wesens überhaupt eine Aehnlichkeit hat, empfindet er bei seiner Arbeit eine allzu prunkreiche Umgebung eher als störend denn

als anregend. So ist sein Atelier ein äußerlich verhältnißmäßig einfacher Raum. Auch an malerischem Inhalt, vorzüglich an fertigen Bildern, weist die Künstlerwerkstatt im Augenblick nicht viel auf. Ist doch die letzte Schöpfung des Meisters, die Ausführung des neuen malerischen Entwurfes des deutschen Kaisers, seit einer Weile schon der Reichsdruckerei zur Vervielfältigung übergeben worden. Nur die allerding's hochinteressanten Skizzen und Studien dazu sind noch im Atelier vorhanden. Was fertige Bilder anbelangt, gehört Professor Knackfuß überhaupt zu den Bevorzugten, deren Werke meist schon im Voraus von den Käufern in Beschlag genommen sind und daher, kaum daß der Firniß auf ihnen getrocknet ist, in den Besitz der Erzieher übergehen.

Der Künstler ist seit Jahren mit einer Nordamerikanerin verheirathet. Eine blühende Kinderschaar umgiebt das Paar, und der schlante intelligente Aelteste dieser jungen Gesellschaft ist seiner Mutter, die mit ihrer zierlichen Gestalt, ihren schönen Augen und ihrem feinen geschnittenen, belebten Antlitz fast noch mädchenhaft erscheint, beinahe schon über den Kopf gewachsen.

Das Knackfuß'sche Heim befindet sich in der Hermannstraße, einem der von grünenden Gärten unterbrochenen, neuen Straßenzüge unweit des Bahnhofes der hessischen Residenzstadt. Ein dreistöckiges, rothes Backsteingebäude, ein Treppenaufgang, der für großstädtische Begriffe recht einfach erscheint und jedenfalls mit den teppichbelegten, mit theueren Glasmalereien und anderem Punt geschmückten Stufenhallen, in denen man zu den Wohnungen unserer reichshauptstädtischen Künstler von ähnlichem Range wie Knackfuß empvortritt, in keinen Vergleich zu stellen ist. Drei ineinandergehende kleine Salons, die durch Ausheben der Thüren zu einem Ganzen verbunden wurden, bilden die Empfangsräume des Haushalts. Malerisch gruppierte Möbel stehen umher; persische Teppiche und Gemälde aller Arten bedecken die Wände; auf Stagären und in den Ecken der Gemächer befinden sich Kunstgegenstände, Statuetten zc. aus Metall und in anderen Ausführungen. Die ganze Einrichtung trägt den Typus der Künstlerwohnung; dabei ist sie traulich und fern von Ueberladung. Unter den Bildern fallen zunächst mehrere Portraits von der Hand des Hausherrn in's Auge, darunter eine modern gehaltene Darstellung seiner drei Jüngsten — alle drei ganz von vorn gesehen, das kleine Mädchen die Mittelfigur bildend und von den beiden Knaben flankirt —, sowie das überaus liebliche Delbildniß eines frühverstorbenen Kindes des Meisters. Unweit hängt ein großes, ganz auf einen lichtgelben Ton gestimmtes Damenportrait der bewährten Kasseler Malerin Frida Menshausen. Auch verschiedene interessante Kaiserbildnisse sind vorhanden. Auf einem Tischchen liegt, ein letztes Geschenk des Monarchen an den Professor, in schwervergoldetem Barockrahmen eine vom Hofphotographen Schaarwächter in Berlin aufgenommene Photographie des Kaisers in ganzer Figur und im Kostüm, das der Herrscher bei dem zu Ehren des achtzigjährig gewordenen Altmeisters Menzel von ihm veranstalteten prächtigen Kostümfest in Sanssouci trug. Die Tracht aus der Zeit des Großen Friedrich kleiden den Kaiser übrigens ganz vortrefflich, und die Aufnahme, die im Handel natürlich nicht zu erhalten ist, erweist sich in der scharfen, energischen, charakteristischen Haltung der Gestalt und des lebensvollen Antlitzes des hohen Herrn als eine der besten, die überhaupt von ihm existiren. Mit weichem Bleistift hatte der Monarch in kräftigen Buchstaben unter das Bild seinen Namenszug gesetzt. Ein zweite, in größerem Format gehaltene Photographie des Kaisers, in der Uniform des Garde - Husaren - Regiments, barhäuptig und von noch ganz jugendlichem Ausdruck, hängt über der Thür. Eine auffallend schmale, runde Goldleiste umschließt dieses Bild, auf dessen Geschichte ich weiter unten noch zurückkommen werde; die obere Mitte des Rahmens wird von der plastisch herausgearbeiteten Kaiserkrone der Hohenzollern überragt.

In dieses Künstlerheim sind das Kaiserpaar auch während ihres letzten Aufenthaltes in Schloß Wilhelmshöhe mehr als ein Mal zu zwanglossem Besuche eingekehrt. Falsch ist jedoch das alsbald in Kasseler Kreisen verbreitete Gerücht, als habe der Monarch dem Künstler Portraits gemalt, wenn die Hofequipage mit dem wohlbekanntem, federbuschgeschmückten Feldjäger auf dem Vord eine viertel, eine halbe Stunde vor dem Hause des Professors hielt. In der knappemessenen Zeit, die das Kaiserpaar sich hier abmüßigte, hat der Kaiser sich nicht portraituren lassen, und noch weniger ist er in ihr mit künstlerischen Studien selbst beschäftigt gewesen. Die Besuche des Kaiserpaars bei dem von ihnen als Mensch wie als Maler hochgeschätzten

Meister sind lediglich der Unterhaltung über die Kunst, über ihr zusammenhängende und auch über andere, zu ihr in keinem Verhältniße stehende Personen und Fragen gewidmet gewesen.

Der Korrektur bedarf übrigens die viel verbreitete Auffassung, als sei Professor Knackfuß ein Lehrer des nunmehrigen Herrschers von Deutschland gewesen, als dieser als Prinz Wilhelm noch das Gymnasium in Kassel besuchte. Die Beziehungen des Künstlers zu unserem Hofe begannen erst in späterer Zeit, 1866 fand in Berlin eine Konkurrenz statt, bei der eine große Anzahl von Malern ihre Entwürfe für den neuen Ausschmückung Anlaß zu jener Zeit erst neubauten Rathhauses einreichte. Auch Herrn. Knackfuß hatte sich an dem Wettbewerbetheiligt. Die Jury erkannte seinen Arbeiten nicht den Preis zu; der damalige Prinz Wilhelm aber, der die sämmtlichen Entwürfe gesehen und unter ihnen die Knackfuß'schen als hervorragend bezeichnet hatte, sprach in lebhafter Weise sein Bedauern darüber aus, daß nicht diese Arbeiten von der Vertretung der Stadt Berlin zur Ausführung auserwählt worden seien. Knackfuß, der von dem Eintreten des hohen Herrn für ihn Kenntniß erhielt, wagte es, nach der Rückgabe der betreffenden Entwürfe an ihn die letzteren dem Prinzen zum Geschenk zu machen. Die Antwort darauf war ein huldvolles Handschreiben und die sofortige Ueber-sendung der oben beschriebenen Photographie des Prinzen in der Uniform der Garde-Husaren. Zu einer persönlichen Vorstellung des Künstlers vor seinem hohen Gönner kam es erst zwei Jahre später. Zu Anfang des für unser Vaterland später so schicksalreichen Jahres 1888 war Knackfuß in Potsdam beschäftigt, im Kasino des Garde - Husaren - Regiments die ihm übertragene Dekoration des Treppenhauses mit Wandgemälden nach byzantinischen Sujets auszuführen. Da erst sah der damals als Oberst jene altherühmte Truppe führende heutige Kaiser den von ihm längst hochgeschätzten Mann von Aug' zu Auge, und in der Folge stand dann Prinz Wilhelm oft genug auf hohem Gerüst neben dem Maler, plauderte mit ihm und sah seinem Schaffen zu. Das waren die Anfänge der Beziehungen des Monarchen zu dem Meister der Kunst.

Während der Künstler ganz vor Kurzem den neuen Entwurf des Kaisers malerisch durchzugestalten hatte, ist Professor Knackfuß jetzt schon wieder mit einem Bilde beschäftigt, zu dem der Kaiser die Idee gegeben hat. Man darf leider nur verrathen, daß es sich dabei um einen auf italienischem Boden spielenden Vorgang aus der Geschichte Deutschlands, um eine von mittelalterlichen Reitern belebte Szene mit einer ritterlichen Burg im Hintergrunde handelt. Um Studien für dieses Gemälde, dessen Farberfolge dem Kaiser schon vorgelegen hat, zu machen, gedentt der Künstler den kommenden Winter in Italien an Ort und Stelle des erwähnten historischen Vorganges zuzubringen.

Allerlei.

Se Ehrendamen der Zarin. Auf ihrer Reise nach Paris wird die Kaiserin von Rußland von Ehrendamen begleitet sein, die nicht nur den vornehmsten russischen Familien entstammen, sondern auch Schönheiten ersten Ranges sind und als solche den Glanz der Petersburger Hofgesellschaft bilden. In Paris sieht man dem Erscheinen der Damen mit großer Spannung entgegen. Die Organisation des Ehrendienstes, der ein absolutes Ehrenamt bildet, ist mit strengster, unverletzlicher Stifette verbunden. Die jungen, für dieses Amt gewählten Damen genießen außerordentliche Privilegien. Sie haben den Vorzug, bei allen Ceremonien zugegen zu sein. Das junge Mädchen, welches zu Beginn eine Ehrendame „mit Abzeichen“ ist, trägt auf der linken Schulter das auf einem hellblauen Seidenbande mit Gold gestickte Monogramm der Kaiserin. Was das Gewand der Ehrendame anbetrifft, so kann man sich kaum etwas Kostbarereres vorstellen. Es besteht aus einer weißen Atlas-robe, welche vom Kopf bis zu den Füßen mit kostbaren Steinen besetzt ist. Ueber die Robe hin fällt eine große, mit Gold gestickte Tunika aus rothem Sammet mit langer Schleppe und großen Pagodena - Ärmeln. Der charakteristischste Theil dieses Kostüms aber ist der Kopfschuß, eine Art von Diadem (Kakodnit), welches in seiner Form an die Kopfbedeckung der Göttinnen des Alterthums erinnert. Dieses Kakodnit ist sammt dem Pavonit, welches noch die eleganten Ammen Kaiserburas und Moskauer tragen, der einzige, den alten Kostümen Großrußlands entlehnte Kopfschuß. Er ist, gleich der Tunika, aus rothem Sammet und mit Edelsteinen ausgeschmückt. Ein großer weißer Tüllschleier, welcher nach hinten in reichen Falten über die Schleppe

Alt, ist daran befestigt. Diese Toilette aber ist nur auf eine gewisse Zeit beschränkt. Nach Verlauf von wenigen Jahren nämlich geht das „Ehrenfräulein mit Abzeichen“ in den Rang der „Ehrendame mit Portrait“ über und vertauscht die reiche Purpurtunika gegen eine andere, bescheidenere, aus smaragdgrünem, mit Silber gesticktem Sammet. Dafür aber tritt an Stelle des Monogramms der Zarin deren reich mit Diamanten besetztes Portrait. Bisweilen wird dieses auch durch den St. Katherina-Orden ersetzt, welchen Peter der Große für hervorragende Frauen einst gestiftet hat. Was das Herkommen der jungen Damen anbetrifft, so wählt die Kaiserin diese, und zwar ganz nach ihrem eigenen Geschmace, aus den Familien der hohen Offiziere und Beamten. Ähnlich wie in Deutschland die Pagen-Institute existiren in Rußland Vorbereitungsschulen für diesen Ehrendienst. Man hat diesen den Namen *Spiniere* gegeben. Die Schülerinnen werden daselbst in der strengsten Hofetikette, wie diese ihr späteres Leben mit sich bringt, erzogen. Das Kostüm, über welches eine seidene Schürze getragen wird, weist die sonderbare Vorrichtung auf, daß, wenn das Kaiserpaar zu Besuch erscheint, was des Ofteren der Fall ist, sich dieses durch eine Knopfvorrichtung sofort in ein kurzärmeliges und dekolletirtes vermandelt.

Zu dem Geburtstag der Tochter unseres Kaiserpaars am Sonntag fand Nachmittags eine große Kindergesellschaft im Marmor-Palais bei Potsdam statt, bei welcher die Kapelle des zweiten Garde-Regiments zu Fuß konzertirte. Die kleine Prinzessin Vittoria Luise machte selbst die Sonneurs und bewirthete höchst eigenhändig die Musikanten mit Kaffee und Kuchen. Einen recht glücklichen Tag hatte dabei ein Leierkastenmann, der zufällig im Wildpark umherzog. Die kleinen Gäste wollten tanzen; da jedoch die Hornmusik zu rauschend war, ließ der Kaiser umhersenden, ob irgendwo ein Leierkasten aufzutreiben sei. Das Glück wollte es, daß einer der Bedienten den erwähnten Leierkastenmann fand, und nun mußte der nichts weniger als salonfähige Italiener im Saal vor der Kindergesellschaft erscheinen, um auf direkten Wunsch des Kaisers Alles zu spielen, was er auf der „Walze“ habe. Nach den Klängen der „Ganzen kleinen Frau“ und ähnlicher Lieder tanzten und sangen die Geladenen, bis die Zeit zum Aufbruch nahte. Der Kaiser, der sich über diesen improvisirten Hofball köstlich amüsirte und über die Erweiterung der musikalischen Kenntnisse seiner jüngsten Kinder herzlich lachte, ließ dem Drehorgelspieler ein Honorar von 150 Mark reichen.

Das räthselhafte „Seeschießen“ im Bodensee. In Bregenz hielt der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung seine diesjährige, 27. Jahresversammlung am 6. und 7. September ab. Von den Verhandlungen interessirten besonders die Mittheilungen des Vorsitzenden über das räthselhafte „Seeschießen“, merkwürdige, besonders zur Nachtzeit beobachtete Detonationen in der Tiefe des Wassers, an deren Erklärung sich die gesammte Presse längere Zeit betheilig hat. Trotzdem haben sich alle Versuche, die Geräusche auf Sprengungen am Ufer, den Lärm eines Kumpferwerks in der Schweiz, den Widerhall von Laminen in der Sanktsekte, Erdbeben oder elektrische Strömungen im See zurückzuführen, nicht als stichhaltig erwiesen; der Verein macht es sich zur Aufgabe, auch weiterhin genaue Beobachtungen anzustellen. Zu diesen wurden auch die Nachts stets im Freien postirten Zollbeamten herangezogen, von denen letzthin wieder bei Wasserburg in nur 1 1/2 Stunden 300 deutlich vernehmbare kanonenschnurartige Erschütterungen gezählt wurden.

Eine Kagen-Ausstellung. In Paris findet in einigen Tagen eine Kagen-Ausstellung statt, die erste dieser Art in der französischen Hauptstadt. Im Jardin d'acclimatation werden die miavenden Kagen-geschlechter aller Rassen ausgestellt sein. Die Vorbereitungen sind im vollen Gange. Nach dem Prospekte der Ausstellung und den Publikationen derselben wird die Ausstellung in erster Linie den Zweck haben, die Verbesserung der Kagenrassen herbeizuführen. (1) Bei der Ausstellung soll auf die schönen Spielarten der Kagen das Hauptgewicht gelegt werden. Man wird da alle Kagenrassen sehen, von der noblen, seidenhaarigen Siamfage mit dem cremefarbenen Felle, den dunklen Füßen, dann von der schönen Angorafage mit ihrer buschig-reißenden Hobe und ihrem grasgrünen Wuche angefangen bis herab zur gewöhnlichen Hausfage. Schon jetzt wird die Kagenfrage wissenschaftlich behandelt. Man will das Geheimniß lüften, warum nur das weibliche Thier der Angora-Rasse jenes schöne, tricolore Fell trägt: schwarz, weiß, gelb, welches bei Amateuren so beliebt ist, während der Vater von der Natur bloß zweifarbig ausgestattet ist. Dieser Unterschied in der Farbe zeigt sich nur bei dem Haushier, nicht bei der wilden Kage. Die Ausstellung soll nun den Zweck fördern helfen, merkwürdige Kagenvariationen zu züchten, insbesondere zu versuchen, ob es nicht möglich sei, eine größere Lebhaftigkeit, mehr Abwechslung in die Farbe des Felles zu bringen. Die Siamfage soll bei der Ver-

besserung der Rassen eine hervorragende Rolle spielen. Der König von Siam hat wiederholt französische Reisenden, die in sein Land kamen, solche Kagen zum Geschenke gemacht. Prinz Henri von Orleans hat mehrere Siamkagen nach Paris gebracht, wo sie indeffen noch zu den großen Karitäten gehören. Es wird sich zeigen, welche Erfolge die Vermischung der Rassenmischung für das Kagengeschlecht ergeben werden.

Eine Sommerfrische in Sizilien bietet ganz besondere Genüsse, ganz abgesehen von der afrikanischen Hitze, die man dort auf erster Hand genießt. Die Familie Leone, die ihren Sommeraufenthalt in ihrem Landhaus bei Castagna in der Provinz Syrakus genommen hat, kann davon erzählen. Während der Nacht auf den 1. September wurden die Schläfer durch das Jammergeheul des Hausburschen geweckt, der in die Hände von sechs wohlbewaffneten Briganten gefallen war, die das Landhaus auszulündern beabsichtigten. Die Insassen verschlossen sich in den Zimmern und erwiderten die Schüsse der Briganten durch die Fensterläden hindurch, ohne daß Jemand verwundet wurde. Nachdem das Gefecht eine Viertelstunde gedauert hatte, entfernten sich die Briganten, indem sie sich damit begnügten, den Hausburschen mitzunehmen.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Johas** allenthalben so viel Aufsehen erregender Roman „**Am o m**“ ist nunmehr auch in der bekannten Halbmonatschrift „**Aus fremden Zungen**“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) vollständig erschienen und gleichzeitig auch in einer Buchausgabe in 3 Bänden (gebettet 6 Mk.; elegant gebunden 8 Mk.) in demselben Verlag zur Ausgabe gelangt. Neben diesem neuesten Werke des französischen Romanciers brachte „Aus fremden Zungen“ noch den großen, in England mit sensationellem Erfolge ausgenommenen Roman „**Der Mantmann**“ von Jack Caine, und ein neuer Roman aus dem Finnischen: „**Die Gattin des Pfarrers**“ von Juhani Aho hat soeben begonnen. Ferner finden wir in den letzten sechs Hefen noch folgende kleinere novellistische Arbeiten: „**Das silberne Kreuz**“ von Antonio Fogazzaro und „**Freigezogen**“ von Bruno Sperani (aus dem Italienischen); „**Auf der Wolga**“ von Wladimir Korolenko und „**Lydia**“ von B. Boborykin (aus dem Russischen); „**Sein Sohn**“ von Emile Seipens (aus dem Holländischen); „**Balborja**“ von F. C. van der Burgh (aus dem Dänischen). Diesen kleineren gewählten Prosaerwerken von modernen Autoren verschiedenster Nationalität reihen sich erlesene poetische Gaben von fremdländischen Dichtern und Dichterinnen an. Neben neuen Gedichten von Uda Negri findet man Poesien von den Franzosen Paul Verlaire und Louis Bouilhet, dem Rumänen M. Eminescu, dem Kroaten Hugo Badalic, sowie italienische und litthauische Volkslieder, sämmtlich sorgfältig ins Deutsche übertragen. Die Rubrik „**Von Dilem und Jenem**“ endlich enthält interessante literarische Notizen mannigfachen Inhalts. Literaturfreunden, die sich über die neuesten bemerkenswertheften ausländischen Erscheinungen auf dem Gebiet der Belletristik durch gute Uebersetzungen auf dem Lesenden erhalten wollen, sei diese Zeitschrift aufs Neue empfohlen.

— **Fritz Bley: Horridoh!** Waldmannsbilder und Lieder. — Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin W. Preis: 2 Mark. Der deutsche Wald! Die deutsche Jagd! Wie oft find sie besungen. Von Siegfried, Lohengrin und Tristan durch die Mittelalter hindurch bis zur Dichtung unserer Tage klingt ein Nachhall des tiefen Waldmannsglückes, das im alten Götterglauben der Vorfahren seinen köstlichsten Ausdruck fand. In keinem unserer Jüge erkennen wir so sehr das Bild unserer nationalen Art, als in der Jagd. Diese ferndeutsche Auffassung des edlen Waldwerks athmen Fritz Bley's Bilder und Lieder. Es ist eine Auslese prächtigster, tiefempfundener Jagdweisen, die der Autor uns in gefälliger Form darbietet, und die sicher nicht nur in den Kreisen deutscher Jäger mit herzlichster Freude begrüßt werden wird. — Der deutschen Jagd ist der Haupttheil des Buches gewidmet. Aber Erinnerungen des Verfassers leiten uns auch zu interessanten Ausflügen in fremde Länder: zum Andenglihen und der Waldnacht am Cimocco, in Wisconsin's tode Wälder, in die dunklen Myrthenhaine einer afrikanischen Station, auf die glühenden Büffelsteppen, zu Litthauens weltverlorenen Mooren und zu des hohen Gams-gewändes ewigen Eise. Fritz Bley's Sprache ist klar, frisch und von einer bodenwüchigen Ursprünglichkeit; sein gesunder Jägerhumor reißt sich gern an Allem, was ihm schwärzlich, aufgedunst und beschränkt erscheint. — In jeder Zeile pulstirte starke Eigenart, köhnes Waldmannsbild und tiefes, poetisches Empfinden. Darum ein Waldmannsheil dem Sänger, dessen Waldspruch lautet:

„Am eigenen Herd ein schönes Weib
Und liebe Kinder, ein stählerner Leib,
Ein wildreicher Wald, ein treuer Genöß,
Ein faurfeiter Hund und ein sicheres Roß;
Hoh, Waldgefelle, das dünnt mich frei,
Daß dies das höchste Erdenglück sei.“

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebenleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Z hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

18)
Zunge
Kube
daß
Fosbr
Gra
noch
jamme
ruinir
ist es
mir,
Sonn
Zeit i
Mitter
begrün
mand
stern
mit un
kämen.
noch
Haufe
Fosbr
auffud
Garter
ich we
die de
treffen
länger
Abend
Sie fü
Philip
Lachel
Ladn!
im He
Jahre
will, f
Wenn
wir z
verdir
heute
Paquet
in Sie
laut,

